

Zeitschrift: Schweizer Soldat + FHD : unabhängige Monatszeitschrift für Armee und Kader

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 58 (1983)

Heft: 4

Artikel: Zum Problem der militärischen Bereitschaft, verdeutlicht an eigenen historischen Beispielen

Autor: Brunner, Dominique

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-713611>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1 Auf der Patrouille ist der Hund nach wie vor durch kein anderes Mittel zu ersetzen. Sein ausgeprägter Spürsinn macht ihn dabei zum absoluten Spezialisten.

2 Seinem Führer immer etwas vorausgehend, bemerkt der Schutzhund jede Unregelmässigkeit sofort.

3 Das Absuchen von Häusern gehört zu den Spezialitäten unserer Schutzhunde. Sie tun dies selbständig und ohne Begleitung.

4 Eine durch den Hund aufgespürte Person wird gehörig verbellt, wobei der Hundeführer sofort aufmerksam wird und entsprechend reagieren kann.

5 Nur im günstigsten Falle steht für Führer und Schutzhund ein Fahrzeug zur Verfügung.

6 Schutzhunde bringen bereits eine solide private Grundausbildung aus dem «Zivilleben» mit. So auch das problemlose Mitfahren in einem Fahrzeug.

7 Während der Hundeführer die kurze Pause sichtlich geniesst...

8 ...warten die angehenden Schutzhunde ungeduldig auf ihren weiteren Einsatz!

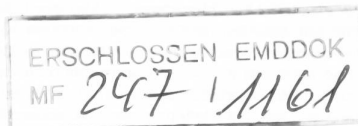
Fotos: Eugen Egli, Ostermundigen

Lärm oder zirkulierende Personen beeinflussen zu lassen, zehn Minuten ruhig am selben Platz liegen bleiben, ja sogar der Knall einer Schussabgabe soll den Hund nicht beirren oder gar davon abhalten, seinen Auftrag zu erfüllen. An einem Ausbildungsposten muss der Hundeführer durch den Hund die Innenräume eines Hauses absuchen lassen. Der Hund tut dies selbständig, stellt die eventuell gefundene Person und verbellt sie. Bei solchem Verhalten des Tieres weiss sein Führer, dass sich jemand in den abgesuchten Räumen befindet, und kann entsprechend reagieren. Auf Patrouillengängen wird der Hund dummermassen trainiert, dass er ungewöhnliche Vorkommnisse und unregelmässige Erscheinungen anzeigt und wenn nötig seinen Chef selbständig verteidigt. Diese Verteidigung schliesst nun letztlich auch den Biss mit ein, dies aber als allerletzt mögliches Mittel. Andererseits muss der Hund auf einem Parcours der Spur nach Gegenstände anzeigen. Oder dann muss er einen halben Kilometer lang eine Fährte ausarbeiten können, auch wenn diese bereits eine Stunde alt ist. Besonders im schwierigen Gelände wie entlang von Feld- und Waldwegen, über Strassen und an Wasserläufen kann der Suchhund seine Fähigkeiten unter Beweis stellen.

Doch muss der Hund in all seinen Aufgaben wissen, dass er seinem Führer als untergeordneter Begleiter vorbehaltlos gehorchen muss. Erst ein besonderes Mass an Aufmerksamkeit macht den Hund schliesslich zum militärischen Schutzhund. «Der erste Kurs ist meines Erachtens ein Erfolg», meint Adj. Uof Huwyler und fährt fort: «Wir werden ihn, mit einigen kleinen Korrekturen und Anpassungen, in ähnlichem Rahmen erneut durchführen.» Auch auf Teilnehmerseite ist man begeistert, wenn es aus den Reihen tönt: «Ich bin vom Kursstoff positiv überrascht», «Ich habe viel dazugelernt», «es war ein guter Kurs»!

Zum Problem der militärischen Bereitschaft, verdeutlicht an einigen historischen Beispielen

Oberstlt i Gst Dominique Brunner, Zürich



Beim Nachdenken über das hier zur Diskussion gestellte Problem ist dem Schreibenden eine wohl provokative Idee gekommen: die nämlich, dass gerade die Geschichte der Kriege und Krisen zu zeigen scheine, dass die «Bereitschaft» oder eine ausreichende Bereitschaft im Blick auf oder im Vorfeld bewaffneter Auseinandersetzungen in geschichtlicher Sicht nicht die Regel, sondern eher die Ausnahme war. Der Kriegsverlauf in den verschiedensten – ich möchte meinen repräsentativen – Fällen und vor allem die nachträglichen Erklärungsversuche für diesen legen einen solchen Schluss nahe. Denn von ausreichender Bereitschaft kann doch wohl nur in den Fällen gesprochen werden, in denen die eine Seite ihre Kriegsziele erreicht hat, seien diese offensiver, akquisitiver Natur oder defensiver, bewahrender Art gewesen, sei es also, dass der Angreifer die Kräfte des Verteidigers zerschlagen und/oder wesentliche, zB territoriale Vorteile gewonnen hat, sei es, dass es dem Angegriffenen gelang, dem Angreifer das Erreichen eben dieser Ziele zu verwehren, ihm letztlich den Sieg vorzuenthalten oder ihm gar solche Verluste zuzufügen, dass von einem Abwehrsieg gesprochen werden muss.

Woran ist die Bereitschaft zu messen?

Schon diese ersten Überlegungen lassen aber ein Problem erkennen, das des Kriteriums der Bereitschaft. Woran soll man die Bereitschaft messen, lautet die Frage. Ich bin hier vom Sieg oder, genauer, dem Erreichen der Kriegsziele oder des Kriegszieles als dem massgebenden Kriterium ausgegangen: Bereit war, wer sein Kriegsziel erreicht hat. Nun ist das allerdings kein unproblematischer Massstab, das liegt auf der Hand. Denn nicht nur ist es im nachhinein zumeist schwierig, die volle Wahrheit über die Ziele, die sich die Verantwortlichen bei Kriegsbeginn oder bei Beginn einer Krise gesetzt hatten, zu erfahren. Freimut und Ehrlichkeit sind in der Tat zu oft seltene Eigenschaften bei Regierenden und höchsten Kommandierenden, die ja allzuoft den Zeitgenossen und vor allem der Nachwelt ein möglichst intaktes Bild ihrer selbst und ihrer Leistung vermitteln möchten.

Der Memoirenkrieg, den sich Politiker und Generäle nach gewonnenen, vor allem aber verlorenen Schlachten liefern, wirft ein ernüchterndes Licht auf die Charakterstärke von vielen Grossen. Man ist es dann meistens nicht gewiesen, wenn es schiefgegangen ist, aber man hat alles vorausgesehen und geplant, wenn einem der Sieg in den Schoss gefallen ist. Die Rechtfertigungsversuche verschiedener massgebender Beteiligter für das Abweichen vom strategischen Plan Ende August / Anfang September 1914 in Frankreich, als die den äussersten rechten Flügel bildende 1. deutsche Armee von Kluck – statt wie es Schlieffen vorgesehen hatte, um die französischen Kräfte angelehnt an den Ärmelkanal westlich zu umfassen, erst bei und südlich von Paris einzudrehen und die Franzosen einzuschliessen, so ein Canneae von gigantischen Ausmassen verwirklicht – nördlich der französischen Hauptstadt eindrehte und nun südostwärts stossend die 5. französische Armee verfolgte, womit die Armee von Kluck der Pariser Garnison und der frisch gebildeten 6. Armee Maunoury die Flanke bot und den Rechtsumkehr-Befehl Joffres, das heisst den überraschenden französischen Gegenangriff mit anschließendem Sieg an der Marne, ermöglichte, diese Rechtfertigungsversuche liefern ein anschauliches Beispiel für das Gesagte.

«Eine Brücke zu breit»

Montgomerys Memoiren liefern ein Gegenbeispiel, nämlich ein Beispiel von Ehrlichkeit in bezug auf eine fehlgeschlagene Operation, die er erdacht und angeordnet hatte und mit welcher der britische Feldmarschall günstige Voraussetzungen für einen raschen Stoss ins Ruhrgebiet und anschliessend nach Berlin zu schaffen beabsichtigte, womit das in seinen Augen Entscheidende eher erreicht worden wäre, nämlich eine rasche Beendigung des Krieges. Die fehlgeschlagene Operation, von der die Rede ist, trägt den Decknamen «Market Garden», gemeint ist der in der zweiten Septemberhälfte 1944 durchgeführte kombinierte Luftlande- und Landangriff von Kräften namentlich der 21. Heeresgruppe Montgomerys, aus dem Frontbogen des Maas-Schelde-Kanals ausbrechend mit dem Ziel der Gewinnung des Niederrheins bei Arnheim. Wie Montgomery schreibt, «lag das wesentliche Merkmal des Planes darin, einen Teppich von Luftlandkräften über die fünf grösseren Wasserhindernisse zu legen, die auf der Achse Eindhoven, Uden, Grave, Nijmegen nach Arnheim lagen. Das 30. Korps von Horrocks sollte entlang der Achse des Teppichs vorgehen, auf die 1. britische Luftlandedivision im Raum Arnheim aufschliessen und einen Brückenkopf über den Niederrhein nördlich davon errichten. Die 2. Armee sollte dann im Raum zwischen Arnheim und Zuider See Aufstellung nehmen mit Blick nach Osten, um in der Lage zu sein, gegen die Nordflanke der Ruhr vorzugehen. Wie das 30. Korps nordwärts längs der Achse des Luftlandeteppichs vorging, sollten zwei andere Korps den Vormarschstreifen ausweiten, das 8. Korps (O'Connor) im Osten und das 12. Korps (Ritchie) im Westen.»

Die am weitesten nördlich abgesetzte 1. Luftlandedivision in Arnheim meldete in der Nacht vom 24. September, dass sie nicht länger als bis zum 25. halten könne, sie sei personell und logistisch erschöpft. Am 30. September hatten die am Boden angreifenden Truppen der vorgenannten Korps indessen erst knapp die Hälfte der Entfernung zwischen ihrer Ablaufflinie am Maas-Schelde-Kanal und Arnheim zurückgelegt, das ist 5 Tage später ... Die 1. britische Luftlandedivision wurde so gut wie vernichtet, 2000 Verwundete mussten zurückgelassen werden, sie fielen in deutsche Hand. Bis auf den Divisionskommandanten und einen Brigadekommandanten sowie einen Bataillonskommandanten fielen alle Kommandanten der Truppenkörper oder wurden gefangengenommen. Knapp 1800 Mann überlebten. In seinen Memoiren gesteht Montgomery die Fehler, die er begangen hat und die zu dieser Tragödie führten, ohne Umschweife ein.

Zuwenig Klarheit über das Kriegsziel

Doch die oftmals – und dies namentlich bei ungünstigem Ausgang von Schlachten und Kriegen – geringe Bereitschaft der massgebend Beteiligten, ihre ursprünglichen Absichten zu enthüllen oder offen darzulegen, bildet nur einen der Gründe, weshalb es nicht leicht ist, das Ziel bei Beginn des Krieges, der Operation eindeutig festzustellen, somit objektiv urteilen zu können, ob man «bereit» war. Der zweite und möglicherweise bedeutsamere Grund ist der, dass bei Beginn von Kriegen oder grösseren Operationen mindestens die politische Führung sich oft über die zu erreichenden Ziele nicht oder nicht bis ins letzte klar ist,

sich mindestens nicht festgelegt hat, was auf alle Fälle zu erreichen sei, im Positiven wie im Negativen, was in jedem Fall gesichert, was in keinem Fall verloren werden dürfe.

Adolf Hitler hat den Krieg gegen Polen am 1. September 1939 wohl mit allerhand Wunschvorstellungen hinsichtlich des künftigen Europa und vor allem der Stellung Deutschlands in diesem, mit allerhand mehr oder weniger ausgegorenen Hintergedanken entfesselt, aber nicht mit einem klaren Kriegsplan oder, besser, strategischen Plan. Das Ergebnis ist bekannt: 27 Staaten wurden in den Krieg gerissen. Mobilisiert wurden insgesamt 92 Mio Menschen. 50 Mio Menschen kamen um, berücksichtigt man die indirekten Verluste, so kommt man auf etwa 100 Mio. Man hoffte, den Krieg mit England noch zu vermeiden, eine mit dem Überfall auf Polen illusionär gewordene Vorstellung, genauso wie die Hoffnung des deutschen Kaisers 1914, England werde durch den deutschen Einmarsch in Belgien nicht buchstäblich gezwungen werden, in den Krieg an der Seite Frankreichs und Russlands einzutreten. Wenn mir nur jemand vorgängig gesagt hätte, dass England gegen uns zu den Waffen greifen würde, hat Wilhelm II. während des Ersten Weltkrieges einmal ausgerufen. Dabei gab es genügend Warnungen und Indizien, dass Grossbritannien weder die Niederwerfung Belgiens und insbesondere die Inbesitznahme der belgischen Häfen noch den Aufstieg des Deutschen Reiches zur Hegemonialmacht in Europa – die Folge der Niederwerfung Frankreichs und eines Sieges über Russland – akzeptieren würde und könnte.

Unbekümmertes Hineinstolpern in den Ersten Weltkrieg

Die politisch-strategischen Ziele waren wohl auch nie so wenig durchdacht bei Beginn eines grossen Krieges der Neuzeit wie 1914. Allerhand Mechanismen wirkten zusammen, um die Katastrophe zu ermöglichen: die Mechanismen der Allianzen – der eine trat in den Krieg ein, weil der andere, mit dem er verbündet war, in den Krieg eintrat, Deutschland und Österreich-Ungarn, Frankreich und Russland, England und Frankreich, England wegen Belgien, für dessen Neutralität es einstand –; die Mechanismen des Aufmarsches, der Mobilmachung – Russland brauchte mehr Zeit als alle anderen, um zu mobilisieren, konnte infolgedessen mit der Mobilmachung nie so lange zuwarten, wie es die diplomatischen Bemühungen um eine Vermeidung des allgemeinen Krieges erforderten. Deutschland seinerseits wollte sich gegen die «russische Lawine» oder «Dampfwalze» vorsehen und musste daher der russischen Mobilmachung zuvor kommen, der französische Generalstab erhob klare Forderungen in bezug auf den Zeitpunkt der Mobilmachung.

Man schlidderte aus Sachzwängen heraus, die schon immer die grosse Entschuldigung schwacher Politiker waren, in ein Abenteuer, aus dem, wie die spätere Entwicklung bewiesen hat, alle, aber auch alle, mit Ausnahme der erst 1917 zu den Kriegführenden gestossenen Vereinigten Staaten von Amerika, nur als Verlierer hervorgehen konnten. Der Erste Weltkrieg hat Europas Stellung in der Welt, und das heisst dessen Vormachtstellung, unheilbar erschüttert, und die aus diesem bis dahin beispiellosen Aderlass in menschlicher und materieller Hinsicht resultierende Stimmung und resultierenden objektiven Schwierigkeiten legten den Grund zum nächsten Weltkrieg.

Schwer berechenbare konventionelle Operationen

Trotz dieser einleitend erläuterten Schwierigkeiten, das Vorhandensein – oder nicht – der Bereitschaft am Kriegsziel zu messen, lässt sich etwas über die Bereitschaft in den konkreten Fällen aussagen. Dabei ist freilich zu differenzieren. Was heisst «Bereitschaft»? Bereitschaft zu welcher Art von Krieg, zu einem Krieg von welcher Dauer und mit welchen Merkmalen? Was sollte «bereit» sein? Das heisst: Welche Voraussetzungen für den Erfolg müssen erfüllt sein? Es sind vielfältige und zugleich unterschiedliche, je nach dem Wesen des Krieges, um den es geht. Ein Krieg im Sinai und auf den Golanhöhen, wie ihn Israel 1956 beziehungsweise zum Teil 1967 sowie 1973 führte, also in praktisch nicht besiedeltem Wüstengelände,

verlangt eine gut ausgebildete, pflichtbewusste Truppe, eine kompetente, überzeugende Führung, die mitreist, eine funktionierende Nachschuborganisation, insbesondere was die Munition und die Verpflegung angeht, sowie geeignete Waffen, geeignet gemessen an denjenigen des Gegners, gemessen an den Besonderheiten des Raumes, an Geländekonfiguration und Klima. Der Krieg kann da praktisch in seiner reinen Form ausgetragen werden, es geht, wenn die Ausbildung und das Pflichtgefühl genügen, um Kampf im engeren Sinn und nicht viel mehr, also um die Schlacht, wo, wie in der Antike, Streitkräfte aufeinanderstossen, wie Punkte im Raum, wo es keinen Kampf mit zusammenhängenden Fronten gibt im Sinn von Erstem und Zweitem Weltkrieg, aber auch Koreakrieg, und wo vor allem die Zivilbevölkerung im wesentlichen ausgeklammert bleibt.

Jeder Waffengang auf schweizerischem Boden würde ganz andere Faktoren zur Geltung bringen, und das selbe gilt für Operationen im Raum Europa Mitte, namentlich in der Bundesrepublik Deutschland. Denn hier gälte es, den Kampf inmitten der Bevölkerung zu führen, in dichtbesiedelten Räumen, in hochindustrialisierten Räumen mit entsprechend verletzlicher Infrastruktur. Eine schlagkräftige, gut geführte Truppe allein genügt da nicht mehr. Die Bevölkerung muss versorgt und geschützt, ihr Durchhalten gewährleistet werden. Und die Bevölkerung ist Strapazen, Hunger und Kälte, den Verzicht auf allerhand selbstverständliche gewordene Annehmlichkeiten nicht länger gewohnt. Gewiss bedeuteten die Lebensbedingungen, die der Zweite Weltkrieg im allgemeinen und insbesondere in den Kampfräumen schuf, für die Zeitgenossen einen höchst spürbaren Verlust an, wie man es heute nennen würde, «Lebensqualität», ein Begriff, der den Damaligen natürlich völlig fremd war. Der Kontrast zum Leben unter den Friedensbedingungen der Periode vor 1939 war indessen niemals so scharf und ausgeprägt, wie es der Unterschied zwischen dem Leben in der heutigen Wohlstandsgesellschaft des Westens und dem Leben unter Kriegsbedingungen wäre.

Kriegführung in dichtbesiedelten Räumen

Bereitschaft verlangt im Fall unseres Landes zum Beispiel nicht allein materielle Bereitschaft der Armee, ausreichenden Ausbildungsstand von Führung und Truppe, Zusammenhalt der Verbände, Korpsgeist als eine der ausschlaggebenden Quellen militärischer Kraft, sondern eine Bevölkerung, die nicht in Panik gerät, die die Mühsal des Krieges auf sich nimmt, die die kämpfende Truppe weder behindert noch demoralisiert, die sich Teil der Gesamtverteidigung weiss und die entsprechendes Durchhaltevermögen an den Tag legt.

Dass dies in einem freiheitlichen Staatswesen eine unendlich anspruchsvolle Zielsetzung ist, wird nur verkennen, wer sich nicht darüber Rechenschaft gibt, dass die beiden vom Zweiten Weltkrieg am härtesten mitgenommenen Völker, das russische und das deutsche, unter den Bedingungen rücksichtsloser Polizeiherrschaft lebten. Michael Morozow hat im eben erschienenen Buch «Die Falken des Kreml» (Die sowjetische Militärmacht von 1917 bis heute) zur Lage im Sommer 1941, als sich mit, für damalige Verhältnisse, atemberaubender Geschwindigkeit die drei deutschen Heeressäulen in den Leib Russlands bohrten, geschrieben: «Während Timoschenkos (damals Generalstabschef der Roten Armee) Fronten zusammenbrachen, hielt Berijas Polizeistaat stand (Berija, als Nachfolger Jeschows und Jagodas, Chef des NKWD, einer euphemistischen Umschreibung für Geheime Staatspolizei). Es gab keine Meuterei, keine Spur von Unruhe in den unermesslichen, schlecht erreichbaren Weiten der Sowjetunion. Bereits zwei Tage nach Kriegsbeginn wurden «Vernichtungsbataillone» zur Abwehr der Spione, Fallschirmagenten und Diversanten mit lokalen «Operativarbeitern der Organe» an der Spitze in den bedrohten Westgebieten eingerichtet. Bis Ende Juli formierte Berija, vom Kaderchef der Partei, ZK-Sekretär Malenkov unterstützt, die Politrucks für die Bataillone aus den lokalen Parteisekretären rekrutierte, 1755 Bataillone mit insgesamt 328 000 Mann.» Wie SS und Gestapo in Deutschland wirkten, als das Reichsgebiet in den Krieg einbezogen wurde, darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden.

Wenn wir von Bereitschaft reden, sollten wir auch diesen unerquicklichen Aspekt ins Auge fassen, wohl bedenkend natürlich, dass die grosse Mehrheit unserer Bevölkerung sich mit unserem Staat identifiziert und diszipliniert ist. Aber im Krieg gibt es Panik! Und wer soll damit fertig werden? Die Zivilschutzorganisation (?), die Polizei, die ihre liebe Mühe mit unbewaffneten und feigen Chaoten bekundet hat, oder am Ende die kämpfende Truppe, was unter verschiedenen Titeln falsch wäre?

Wenden wir uns nun der Bereitschaft in einem engeren militärischen Sinn zu. Die bisherigen Darlegungen sollten mindestens angedeutet haben, dass es nicht leicht ist, die erforderliche Bereitschaft zu erzielen, ja auch nur zu definieren. Das veranlasst mich zu einer weiteren Bemerkung.

Die Probleme mit der Bestimmung der Bereitschaft hängen zusammen mit den auf der Hand liegenden Schwierigkeiten, den Kriegsverlauf vorausszusehen. Auch wenn sich eine Führung über ihre Ziele voll im klaren ist: Wie sich die Dinge effektiv abspielen werden, ist im konventionellen Krieg schwer zu prognostizieren. Und das ist die Folge des Wesens des konventionellen Krieges. Der Erfolg – und das ist, abstrakt formuliert, immer das gleiche, nämlich das Erreichen des strategischen Zieles, welches darin besteht, dass die Entscheidung herbeigeführt wird, und diese Entscheidung besteht darin, dass der Gegner die ihm gestellten Bedingungen annimmt – ist im konventionellen Krieg von sehr vielen Faktoren abhängig. Deren Wert und das Ergebnis ihres Zusammenwirkens sind zum Teil im voraus schwer zu bestimmen.

Das Verhältnis von Operationen und Taktik zueinander

Welches ist der jeweilige Entwicklungsstand von Taktik und Operationen, von Offensiv- und Defensivkraft? Das letztere wurde Anfangs des Ersten Weltkrieges häufig falsch beurteilt, namentlich auf französischer Seite unter dem Einfluss der Theorien des Colonel Grandmaison von der «offensive à outrance». Die kombinierte Wirkung des Maschinengewehrfeuers und des massierten Artilleriefeuers wurde nicht richtig eingeschätzt, mit der Folge einer taktischen Doktrin, die völlig unangemessen war und die die hohen Verluste namentlich der Anfangsphase mitverschuldete, rund 320 000 Mann im August und September 1914. Die kombinierte Wirkung von Panzern, zu grösseren und grossen Verbänden zusammengefasst, massiert angesetzt, und von Kampfflugzeugen, namentlich Sturzkampfbombern, die den Panzerformationen den Weg freizuschlagen imstande waren, wurde von der französischen militärischen Führung 20 Jahre nach dem Ersten Weltkrieg ebenso wenig richtig eingeschätzt bzw. vorausgesehen, was erst den wahnwitzigen Vorstoss nach Belgien hinein – um den Stellungskrieg, mit dem man erneut rechnete, auf eigenem, nordfranzösischen Boden zu vermeiden – und letztlich die Niederlage nach dem feindlichen Durchbruch bei Sedan erklärt.

Und entsprechend ist immer wieder die Konsequenz des spezifischen Verhältnisses von Operationen und Taktik zueinander nicht richtig gedeutet oder vorausgesehen worden. Im Ersten Weltkrieg bis zum Auftauchen von richtig, nämlich befreit vom Ballast der Infanterie, eingesetzten Panzern war die Beweglichkeit auf dem Gefechtsfeld sehr gering – wegen Maschinengewehr und Artillerie und ihrer Wirkung auf die Infanterie im Angriff –, während die Beweglichkeit ausserhalb des Gefechtsfeldes überaus gross war. Denn Truppen konnten vergleichsweise rasch mit der Eisenbahn und zunehmend mit Lastwagen herangeführt werden, Verschiebungen, die mit den damals zu Gebot stehenden Mitteln – keine Luftwaffe – nicht zu unterbinden waren. Gelang irgendwo an der langgezogenen Front, die sich ja im Westen von der Schweizer Grenze bis zum Ärmelkanal erstreckte, ein Einbruch von einiger Bedeutung in die feindliche Front, so konnten Verstärkungen regelmässig zur Stabilisierung des bedrohten Abschnittes rascher nach vorn geworfen werden, als der Angreifer den Einbruch auszunutzen vermochte. Die der Auffüllung der entstandenen Bresche dienenden Verstärkungen waren vorher an Ort und Stelle. Das änderte erst, als Panzer verfügbar wurden und, wie gesagt, richtig zum Einsatz kamen, Panzer, die, wenig behindert durch das Artilleriefeuer, nach erfolgtem Einbruch weiterzustossen vermochten, und das vergleichsweise schnell.

Der konventionelle Krieg bleibt unberechenbar

Man darf über das Unvermögen der damaligen militärischen Führer, welches bei gleichzeitiger Entschlossenheit, den Kampf um den Sieg fortzusetzen, zum Verheizen von Hunderttausenden von Soldaten in Offensiven, bei denen als Gewinn ein paar hundert oder tausend Meter herausschauten, führte, nicht einfach spotten, wiewohl einige der Urheber dieser Gemetzels die Aburteilung durch einen Nürnberger Gerichtshof wahrlich verdient hätten! Denn ich bezweifle, dass man heute genau Bescheid weiss darüber, wie es mit der taktischen und operativen Beweglichkeit in einem Krieg in Mitteleuropa stünde, wie es mit der Defensiv- und der Offensivkraft stünde angesichts der vorhandenen Massen von Panzern, aber auch von Panzerabwehrwaffen sowie von endphasengelenkten Artilleriegeschossen und einer Fülle von Flächenwaffen, durch die Artillerie und die Flugwaffe eingesetzt, angesichts lückenloser, aber auch verwundbarer Gefechtsfeldüberwachung durch elektronische und optische Mittel, der Vollmotorisierung der sich gegenüberstehenden Streitkräfte, aber auch der Schlagkraft und Verweilzeit von Jagdbomber- und Kampfhelikopterverbänden, nicht zu reden von Fliegerabwehrsystemen, Kanone und Lenkwaffe, die, im Verbund eingesetzt, die Handlungsfreiheit des Gegners in der Luft in Frage stellen sollen. Dazu kommt aber noch sehr viel Unwägbareres.

Beim konventionellen Krieg, bei konventionellen Kampfhandlungen fällt die entscheidende Rolle trotz allen Fortschritten der Waffenwirkung dem Menschen zu, den Führern und den Soldaten. Was sie dann im spezifischen Gefecht taugen, hängt von vielem ab. Jedenfalls hängt ihr Bestehen im Kampf nicht vom Grad des Wohlstandes zu Hause ab, wie das uns die ungebildeten Propheten der sogenannten Opfersymmetrie auf der linken Seite des politischen Spektrums jüngst noch weiszumachen suchten. Denn andernfalls wäre die Verbissenheit des französischen Poilu 1914–1918 so wenig zu verstehen wie die beispielhafte Härte und Ausdauer des deutschen Landsers 1939–1945, nach den Jahren der Krise und des angestrengten Wiederaufrüstens, ganz zu schweigen von der Unerschütterlichkeit des sowjetischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg, der nicht nur Stalins Säuberungen mit mindestens 1 Mio Menschen Opfer, sondern die Hungersnot der 20er und 30er Jahre mit mehreren Millionen Opfern hinter sich hatte. Die Führung ist entscheidend, der Zusammenhalt des Verbandes ist entscheidend. Die Ausbildung spielt eine wesentliche Rolle – nicht die AHV und 4 Wochen garantierte Ferien!

Dazu kommen weitere Faktoren, die den Ausgang des konventionellen Gefechts nachhaltig beeinflussen können, wie die Witterung und das Gelände. Die begrenzte Wirkung der Waffen gehört dazu.

Bestimmbare nukleare Bereitschaft

Nur der Nuklearkrieg in seiner einfachsten Form ist «en detail» voraussehbar, weil seine Wirkungen recht verlässlich berechnet werden können. Setzt man eine bestimmte Anzahl Lenkwaffen mit einer bestimmten Anzahl Sprengkörper einer bestimmten Sprengkraft in einer bestimmten Höhe über bestimmten Zielen, zB Städten, ein, so sind die Folgen ziemlich genau voraussehbar. Und gerade das erklärt die abschreckende Wirkung, die von diesen Waffen ausgeht, eine Abschreckung, die sich qualitativ von der mit konventionellen Kräften erzielbaren abhebt. Erst die Atomwaffe hat die atavistische Erwartung, der Krieg könne doch Vorteile, den Sieg mit all seinen Begleiterscheinungen wie Ruhm und materiellen Gewinn, das heisst Beute, bringen, entscheidend gedämpft. Die Anforderungen in bezug auf Bereitschaft sind im Blick auf den Nuklearkrieg für eine Atommacht bestimmbar: Man benötigt eine gesicherte Zweitschlagfähigkeit, also Fähigkeit, nach Erdulden eines gegnerischen Überraschungsangriffs mit ausreichenden Kräften zurückzuschlagen. Die Amerikaner sind in den 60er und 70er Jahren davon ausgegangen, dass es nötig sei, um den Gegenspieler Sowjetunion unter allen denkbaren Umständen abzuschrecken, d.h. abhalten zu können von einem Atomangriff gegen das amerikanische Heimatgebiet, zwischen einem Fünftel und einem Drittel der sowjetischen Bevölkerung nuklear ausschalten zu können. In seinem Bericht vom 4. März 1974 zuhau-

teidigungsminister Dr James Schlesinger: «Allgemein gesprochen, haben die entscheidungsbefugten Persönlichkeiten in Fragen der Sicherheitspolitik seit mehr als einem Jahrzehnt entschieden, diese Fragen in konservativem Sinn zu beantworten. Im Blick auf die Sowjetunion zum Beispiel sprachen wir in den 60er Jahren in den Kategorien eines gesicherten Zerstörungsumfanges von zwischen einem Fünftel und einem Drittel der Bevölkerung und zwischen der Hälfte und drei Vierteln des Industriepotentials.» Und Schlesinger fügte hinzu: «Ich kann mit Bestimmtheit sagen, dass die Vereinigten Staaten 1974 selbst nach einem gekonnter ausgeführten und verwüstenden Angriff, als ihn unsere potentiellen Gegner unseres Erachtens führen könnten, die Fähigkeit behalten würden, mehr als 30% der sowjetischen Bevölkerung zu töten und mehr als 75% der sowjetischen Industrie zu zerstören.»

Es wäre damals niemanden eingefallen, diese Aussage als wildes Bramarbasieren abzutun, wie sechs Jahre zuvor niemanden eingefallen wäre, Verteidigungsminister McNamara der Unseriosität zu beschuldigen, als er ganz ähnliche Angaben machte. Wenn indessen eine über lediglich konventionelle Kräfte verfügende Regierung lauthals ankündigte, sie könne das Land X oder Y in soundso viel Tagen besetzen und dessen Streitkräfte bei soundso viel Verlusten ausschalten, so würde das zu Recht als propagandistisches Gepolter im Stile des Herrn Ghaddafi ins Reich der Fabel verwiesen. Das macht den Unterschied deutlich, der zwischen der Voraussehbarkeit der Folgen nuklearer und konventioneller Kriegführung besteht, damit auch zwischen dem Sinn des Begriffes Bereitschaft in den beiden Bereichen.

Historische Beispiele

Ich will zwei anführen, die illustrieren, wie schwierig es ist, auf den richtigen Krieg materiell vorbereitet und auf den Krieg psychologisch vorbereitet zu sein. Zum Ersten Weltkrieg: Man war im Juli oder August 1914 a priori allenthalben kriegsbereit. Sonst wäre man sicher nicht so bedenkenlos auf den Abgrund zugelaufen. Aber man war auf einen kurzen Krieg vorbereitet. Barbara Tuchman schreibt in dem 1962 erschienenen Werk «The Guns of August»: «Die Deutschen nahmen das (das britische Ultimatum wegen des deutschen Ultimatus an Belgien) in Kauf, weil sie einen kurzen Krieg erwarteten und weil der deutsche Generalstab sich bereits auf eine britische Teilnahme am Krieg eingestellt hatte und diese Perspektive als bedeutungslos oder von geringer Bedeutung in einem Krieg beiseite schob, von dem er glaubte, er werde in vier Monaten vorbei sein ... Clausewitz, ein toter Preusse, und Norman Angell, ein lebender, wenn auch missverständlicher Professor, hatten zusammengeköpft, um das Konzept des kurzen Krieges dem europäischen Geist einzuprägen. Rascher, entscheidender Sieg, das war die deutsche orthodoxe Auffassung; die Unmöglichkeit eines langen Krieges war die von jedermann geteilte orthodoxe Auffassung. «Ihr werdet zu Hause sein, bevor die Blätter von den Bäumen gefallen sind», erklärte der Kaiser abrückenden Truppen in der ersten August-Woche ... Ein deutscher Offizier, der an die Westfront ging, sagte, er erwarte, sein Frühstück im Café de la Paix in Paris am Jahrestag der Schlacht von Sedan einnehmen zu können (am 2. September). Russische Offiziere nahmen an, dass sie etwa zur gleichen Zeit in Berlin sein würden. In St. Petersburg war die Frage nicht die, ob die Russen gewinnen könnten, sondern die, ob sie dafür zwei oder drei Monate benötigen würden; Pessimisten, die von sechs Monaten sprachen, wurden als Defaitisten angesehen.»

Die grossen Ausnahmen

Ob aus Instinkt oder aus Erkenntnis, es gab drei Köpfe, die den dunklen Schatten sich in die kommenden Jahre hinein erstrecken sahen, nicht in Monate. Moltke war einer, der ein langes, sorgvolles Ringen voraussagte. Joffre war ein anderer. Von Ministern 1912 befragt, hatte er gesagt, dass wenn Frankreich in einem Krieg den ersten Sieg erringen würde, der deutsche nationale Widerstand dann beginnen würde, und umgekehrt. Im einen wie im anderen Fall würden andere Nationen hineingezogen, und das Ergebnis wäre ein Krieg von unbestimmter Dauer ... Der dritte, und der einzige, der seiner Einsicht entsprechend

handelte, war Lord Kitchener, der an der Planung des Krieges nicht beteiligt war. Er machte die Voraussage, dass der Krieg drei Jahre dauern würde. Einem ungläubigen Kollegen sagte er, der Krieg könnte sogar länger dauern, aber «drei Jahre werden für den Beginn genügen. Eine Nation wie Deutschland wird, nachdem sie die Sache herbeigeführt hat, erst nachgeben, nachdem sie völlig geschlagen ist ...»

Die Bereitschaft war dementsprechend nicht die, die ein langer Krieg erfordert hätte. Frankreich fehlte eine ausreichende schwere Artillerie, den Russen ohnedies, die Munitionsvorräte genügten nirgends. Die Mängel, die fehlender Voraussicht zuzuschreiben waren, wurden zunächst mit Menschenleben kompensiert. Vor allem rief dieser Krieg aber – aus der Not heraus – dem Eingreifen des Staates in Bereiche, mit denen er sich zuvor nicht beschäftigt hatte. Ein bestimmtes Mass an Etatismus und Dirigismus, das alle westlichen Demokratien kennen, ist weit mehr auf den Ersten Weltkrieg zurückzuführen als auf das Wirken von Marxisten und sonstigen linken Ideologen.

Zweites Beispiel: der Jom-Kippur-Krieg vom Oktober 1973. An diesem Fall kann die Frage der Bereitschaft unter einem besonderen Gesichtspunkt betrachtet werden. Es ist die Frage, ob und warum man durch den Kriegsausbruch in einem bestimmten Zeitpunkt überrascht wird. Ein paralleler Fall wäre die Überraschung Russlands durch Deutschland am 22. Juni 1941. Stalin war keineswegs ahnungslos, und doch unterliess er das, was er hätte tun müssen, wäre er überzeugt gewesen, dass die Wehrmacht im Sommer 1941 die Operation «Barbarossa» auslösen würde. Das Kabinett Golda Meirs wusste eigentlich alles, was die Fakten des ägyptisch-syrischen Aufmarsches angeht. Am 26. September 1973 inspizierte Verteidigungsminister Dayan die Truppen auf dem Golan. Der Bericht des «Sunday Times»-Insight Teams «Der Wüstenkrieg» hält fest: «Dayan war so besorgt, dass er zwei Dinge unternahm. Zum einen ordnete er noch am gleichen Tag für beide Fronten Alarmbereitschaft an, und während der nun folgenden drei Feiertage verstärkte er die nicht voll einsatzfähige Panzerbrigade im Golan durch die 7. Panzerbrigade.» Damit hat er möglicherweise Israel gerettet, denn diese 177 Panzer waren es, die dem Ansturm von zweimal rund 400 syrischen Panzern am 6. und 7. Oktober einigermaßen standhielten, bis die ersten Verstärkungen eintrafen. Das ist nur ein Hinweis darauf, dass man Bescheid wusste. Die reiche Literatur über diesen Krieg erbringt den Beweis, dass der Aufmarsch im Detail bekannt war, dass man sich auf israelischer Seite indessen nicht zuletzt deshalb scheute, zu mobilisieren, weil man bis zum Vortag des Angriffs einfach nicht glauben konnte und wollte, dass der Gegner so etwas tun würde. «Sie werden es doch nicht wagen», das war die Haltung von Israelis und Amerikanern eingedenk dessen, dass die Araber in allen vorangegangenen Kriegen aufs Haupt geschlagen worden waren.

Sammlerecke

Zur Vervollständigung
meiner Sammlung militärischer
Kopfbedeckungen suche ich
die Schirmmützen
(1920 bis heute) von

Divisionär + Brigadier

Angebote
nimmt gerne entgegen
der Redaktor «Schweizer Soldat»
Ernst Herzig
Inselstrasse 76
4057 Basel
Telefon 061 65 32 47